

HEUTE

Feuilleton
 Christopher Rüping inszeniert
 in München Brechts
 „Im Dickicht der Städte“ 11

Literatur
 Heilige Rita, steh uns bei! Tommy
 Wieringas Skizze europäischer
 Männerbefindlichkeit 12

Wissen
 Bäume gegen den Klimawandel?
 Forscher diskutieren
 Aufforstung kontrovers 16

» www.sz.de/kultur

NETZKOLUMNE

Zeitraffer

Forscher wollen herausfinden, ob
 Handys wirklich krank machen

Das Smartphone ist das wohl wichtigste Artefakt der Gegenwart. Und wahrscheinlich auch das am kontroversesten diskutierte. Zu viel Zeit vor dem Bildschirm führe zu Depressionen, Angststörungen und sozialer Inkompetenz, das sagen zumindest professionelle Angstmacher wie Manfred Spitzer, die mit monokausalen Medienwirkungstheorien Bestseller-Listen und Talkshow-Sessel dominieren. „Cyberkrankheiten“, „digitale Demenz“ und „Facebook-Depression“ würden „eine ganze Generation ruinieren“, heißt es da oft. Und immer wieder gehen in dem darauffolgenden Aufschrei („kann denn nicht wenigstens einer auch einmal an die Kinder denken?“) jene Stimmen unter, die nach rhetorischer Abstraktion verlangen.

Es wäre besser, sie würden gehört werden. Immerhin ergab eine jüngst durchgeführte Metaanalyse, die mehr als 200 Studien zur Smartphone-Nutzung aus den letzten zwölf Jahren untersuchte, so gut wie keinen systematischen Zusammenhang zwischen psychischem Wohlbefinden und Dauer des Handygebrauchs. Was stimmt denn nun?

Vielleicht ist die rein vor dem Bildschirm verbrachte Zeit als Indikator für problematisches oder eben unbedenkliches Nutzungsverhalten ja auch einfach nicht aussagekräftig genug. Schließlich wird in quantitativen Studien höchst selten abgefragt, was da eigentlich gerade vor sich geht. Eines verlobten Chat zu verfassen, löst vermutlich andere Emotionen aus, als an einem Shitstorm auf Twitter teilzunehmen. Die Schach-App auf Level 7 zu schlagen, sorgt mit großer Sicherheit für mehr neuronale Reize, als auf dem Lokus sitzend „Candy Crush Saga“ zu zocken.

Um zu erfahren, was die Personen online tun, wird alle fünf Sekunden ein Screenshot gemacht

Im Fachjournal *Nature* haben Forscher von der Universität Stanford deshalb in der vergangenen Woche einen neuen Ansatz zur Erforschung von Smartphone-Nutzung vorgeschlagen. Letztlich geht es um die Frage nach Quantität oder Qualität: Erst wenn man weiß, was die Menschen mit ihren Geräten machen und nicht mehr nur, wie lange sie diese nutzen, könne man Aussagen darüber treffen, ob die Nutzung zu gesellschaftlich problematischem Verhalten führt, etwa Social-Media-Abhängigkeit oder auch den Konsum von Fake-News-Seiten. Fragebögen, welche die Online-Dauer in Drei-Stunden-Blöcke unterteilen sind dafür viel zu ungenau, argumentieren die Stanford-Forscher.

Die Wissenschaftler haben sogar schon einen piffigen Namen für ihr Unterfangen gefunden: Das „Human Screenome Project“. Genau wie das Humangenomprojekt und die Genetik vor gut 20 Jahren unser Wissen über den Körper und Krankheiten verändert haben, könnte auch das „Screenom“ Erkenntnisse darüber liefern, wie Technologie gesellschaftliche Probleme bedingt.

Dafür rufen die Forscher nun die Nutzer weltweit dazu auf, sich eine spezielle App auf das Smartphone zu laden. Sobald das Gerät aktiv benutzt wird, nimmt das Programm alle fünf Sekunden einen Screenshot auf, verschlüsselt die Datei und schickt sie an die Server in Stanford. Das ist freilich ein ungeheurer intimer Einblick in das Dasein der Versuchspersonen. Man kann das selbst auf der Website des Projekts beobachten. Dort haben die Wissenschaftler einige Screenshots zu ein paar Zeitraffer-Videos zusammengeschnitten. Es wirkt beinahe so wie der Schnelldurchlauf eines Lebens.

Mehr als 30 Millionen Bilder von zunächst 600 Personen aus den USA und China haben die Forscher bereits gesammelt. Am interessantesten sind für die Forscher, die Wege, die die Nutzer beschreiten. Von App zu Artikel zu Video, von müßigem Surfen zu tatsächlicher Recherche.

Und schon anhand dieses eher kleinen Datensatzes – zumindest verglichen mit dem, was die großen Technologie-Unternehmen über ihre Nutzer sammeln – zeigt sich: Unsere Nutzung digitaler Medien ist so individuell wie unser Leben selbst. Was sehen und tun Menschen online? Konsumieren, kommunizieren oder produzieren sie? Ein solches Screenom spiegelt nicht nur wider, was die Nutzer auf ihren Handys tun, es spiegelt ihr Leben selbst wider.

MICHAEL MOORSTEDT



Wo sehen Afrikaner afrikanische Kultur? Vor allem in den Museen des Westens. Szene aus dem Film „Black Panther“.

FOTO: MARVEL/DISNEY/YOUTUBE

Hand in Hand

Antikensammlungen waren mit der Rassetheorie eng verweben.
 Die Museen sollten sich dieser Geschichte stellen. Von Mirjam Brusius

Das hinter dem Kunstraub aus den Kolonien ein rassistisches Weltbild steht, hat sich herumgesprochen. Nicht nur die Sammlungen der ethnologischen Museen sind problematisch, sondern auch die zentrale Antriebskraft dieser Museen, die wertende Differenzierung von Menschengruppen, das „Othering“.

Doch wie verhält es sich mit den antiken Sammlungen, beispielsweise denen des Alten Museums, des Pergamonmuseums oder des Neuen Museums auf der Berliner Museumsinsel? Warum wird nicht häufiger darüber gesprochen? Vertreter der Altertumswissenschaft und der Archäologie erklären oft, ihre Funde stammten vorwiegend aus dem Nahen Osten, der Türkei oder Ägypten, und da Deutschland dort keine Kolonien hatte, betreffe sie die Debatte nicht. Aber viele Kolonialhistoriker sind anderer Ansicht. Sie verstehen die Region als imperialen Eroberungsraum, in dem ebenfalls ungleiche Machtverhältnisse herrschten. Imperiale Expansionspolitik und Archäologie gingen dabei Hand in Hand.

Längst wird bei internationalen Tagungen auch zur „Dekolonisierung der Archäologie“ aufgerufen. In Deutschland scheint man jedoch alles zu tun, um die Debatte einzugrenzen. Große Archivbestände der Babylon-Grabungen und Bestände, die inhaltlich damit zusammenhängen, sind wegen „Eigenforschung“ bis auf Weiteres unzugänglich. Statt sich Fragen zu öffnen, feiern die Berliner Verantwortlichen den neoklassizistischen Anbau, die James-Simon-Galerie.

Offenbar ist Johann Joachim Winckelmanns von der Mitte des 18. Jahrhunderts stammendes Idealbild von der „edlen Einfalt“, der „stillen Größe“ der griechischen Skulpturen nicht nur kanonisch, sondern auch unantastbar. Dass diese Skulpturen Anthropologen bis zur NS-Zeit als Fundament zur Standardisierung von Rassenhierarchien dienten, in denen Menschen mit dunklerer Haut weit unten angesiedelt waren, wird oft verschwiegen. Britische Ägyptologen deklarierten im 19. Jahrhundert indes „Alte Ägypter“ zur hellhäutigen „Rasse“, mit dem Ziel, diese von den damaligen Bewohnerinnen und Bewohnern zu unter-

scheiden. Sie lieferten Francis Galton, der nicht weit entfernt die Eugenik entwickelte, Schädel als Forschungsmaterial.

Auch die Rassetheorie des in Jena tätigen Ernst Haeckel profitierte von der Altertumswissenschaft. Die „Jenaer Erklärung“ von 2019, in der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler feststellten, dass das Konzept der Menschenrassen „Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung“ war, zeigt beispielhaft, wie Institutionen sich zu ihrer Geschichte bekennen und diese berichtigen können. Auch Antikensammlungen müssten klarmachen, wie eng sie mit Rassetheorie, Antisemitismus und Eugenik verweben waren. Nur so können sie diese Konzepte klar und deutlich hinter sich lassen.

Auf der Museumsinsel in Berlin wurde das wilhelminische Weltbild nie korrigiert

Stattdessen werden der „Vordere Orient“ und das „Alte Ägypten“ in vielen Museen noch immer jenseits von Zeit und Raum gezeigt. Die Exponate werden zwar mit Europa in Beziehung gesetzt, jedoch nicht mit den Einheimischen, die sie oft mit eigenen Händen ausgruben. Stets wird dabei die Überlegenheit der europäischen Kultur behauptet. Sie gilt als Gipfel einer Entwicklung, die in der „Wiege der Zivilisation“, dem alten Ägypten und Mesopotamien, ihre Ursprünge hatte.

Dies ist auch das Narrativ der einzelnen Häuser der Museumsinsel: vom Pergamonmuseum über das Alte Museum mit der klassischen Antike, das Christentum im Bode-Museum und hin zur deutschen Malerei in der Alten Nationalgalerie. Schon 2015 beklagte der Oxforder Altertumswissen-

schaftler Jaś Elsner, dass auf der Museumsinsel das euro- und germanozentrische Weltbild des wilhelminischen Kaiserreichs nie korrigiert wurde.

Die unmittelbaren Folgen der mithilfe der Museen entwickelten Rassenlehren für die NS-Zeit sind nicht nur Elsner, dessen jüdische Vorfahren damals fliehen konnten, allzu bekannt. Doch was ist mit ihrer unbemerkten Kontinuität und, schlimmer, ihrer neueren Konjunktur? Die Journalistin Angela Saini zeigte jüngst in ihrem Buch „Superior: The Return of Race Science“, dass Rassetheorien auch aufgrund des Interesses an DNA-Tests außerhalb der Szene weißer Suprematisten neue Popularität erleben, und das, obwohl die Idee biologischer „Menschenrassen“ wissenschaftlich unhaltbar ist.

Sollte das bei den Museen nicht Anlass genug sein für breite Bildungsarbeit? Wäre die Museumsinsel, wo im Schulterschluss mit Universitäten die Grundlagen des heutigen Rassismus gelegt wurden, nicht ein idealer Ort zur Aufklärung über seine Ursprünge? Das Amsterdamer Tropenmuseum nutzte etwa die Aufarbeitung des Sklavenhandels, in den auch Brandenburg-Preußen 1683 einstieg, um über dessen bis heute spürbare Auswirkungen zu sprechen. Die Kuratorin Subhadra Das zeigt bei Stadtführungen in London, wie sich in Museen und Laboren um 1900 Rassenhierarchien entwickelten, auf denen sich die gewalttrüchtige Ideologie des British Empire gründete. Auch deutsche Museen könnten sich auf diese Weise neu präsentieren.

Dass das bislang kaum passiert, hat paradoxerweise auch mit der Aufarbeitung des Holocausts zu tun. Da der Begriff „Rasse“ in Deutschland unweigerlich mit dem Nationalsozialismus in Verbindung gebracht wird, lässt sich hier die Debatte

nicht führen wie etwa in den USA, wo „race“ als Schlüsselbegriff dient.

Die Folgen der Rassenideologie wirken bis heute auch in den Museen selbst nach. Wer hält den Spaten bei Grabungen? Wer hat die Deutungshoheit über die Funde? Was zählt als Wissen? Welche Besucher werden angesprochen? Deutsche Museen sind vor und hinter den Kulissen fast ausschließlich weiß – das zeigt sich in mehr oder weniger subtiler Diskriminierung bei der Personalpolitik ebenso wie in Schwelgenangst bei Nichtweißen.

Museen sind erst glaubwürdig, wenn sie Forschungsstellen mit Zuwanderern besetzen

Zwar wurden in den letzten Jahren gut gemeinte neue Projekte initiiert, wie die Initiative „Multaka“, die im Islamischen Museum innerhalb des Pergamonmuseums und im Bode-Museum Geflüchtete aus den Herkunftsregionen der Exponate als Guides beschäftigt. Doch Museen sind erst dann glaubwürdig, wenn sie Kuratoren oder Forschungsstellen mit Zuwanderern oder ihren Nachfahren besetzen und die imperiale Politik des Westens als Fluchtsache in ihren Ausstellungen ansprechen. Nicht zuletzt, um mit neuen Ideen ein vielfältigeres Publikum anzuziehen.

Selbst beim Berliner Humboldt-Forum, wo man den „Dialog“ so groß schreiben will, wurden bislang alle maßgeblichen Stellen mit weißen Männern besetzt. Gab es wirklich keine ebenso qualifizierten anderen Kandidatinnen oder Kandidaten?

Mit dem Humboldt-Forum und der Debatte um Restitution stellt sich die Frage nach musealer Deutungshoheit neu. Dekolonisiert werden müssen auch kuratori-

Nächste Vorstellung: Streik

Geschlossene Häuser – der französische Generalstreik trifft auch die Pariser Oper und andere Kulturinstitutionen empfindlich

Streikende Eisenbahner mischen sich unter eine Vollversammlung der Musiker und Chorsänger der Pariser Oper. Das kann aber nur auf den ersten Blick verwundern. Während im öffentlichen Verkehr der Streik gegen die Rentenreform nach sechs Wochen allmählich erlahmt, weil den Leuten der Elan und wegen Lohnausfall das Geld ausgeht, sollen die Kameraden aus der Kultur den Protest zumindest symbolisch weitertragen. Doch so symbolisch ist der gar nicht. Mehr als 70 Aufführungen mussten in dieser Saison an den beiden Häusern Bastille und Garnier schon abgesagt werden. Sie verloren 15 Millionen Euro an Kasseneinnahmen.

Die Vertrauenskrise zwischen Regierung und Kulturszene ist augenfällig

Das mitunter von weit her angeheizte Publikum kann über die jeweils erst am Nachmittag beschlossene Fortführung des Streiks oft erst im letzten Moment benachrichtigt werden. Auch die Mäzene und die Mitglieder des Fördervereins beginnen zu murren. Ein geplanter Festabend für Personal und Gäste einer Großbank ist in der vergangenen Woche geplatzt. Da helfen auch improvisierten Konzerte draußen auf der Treppe mit den Hits aus „Carmen“, „Nabucco“ und „Schwanensee“ nicht viel. Sie sind eher ein Spaß für die Passanten als ein Trost für die enttäuschten Theaterbesucher. Die Lage sei ernst, erklärte der Intendant Stéphane Lissner seinem Personal, ein Notplan mit drastischen Sparmaßnahmen.

men in allen Bereichen sei unabweidbar geworden. Es ist der längste Streik, den es an der Pariser Oper je gab.

Balletttänzer, Musiker, Chorsänger und Bühnentechniker dieses Hauses stehen im Genuss einer Sonderregelung, deren Ursprünge auf die Académie Royale de Danse et de Musique unter König Ludwig XIV. zurückgehen. Aufgrund der strapazierenden Arbeitsbedingungen des Ballettkorps sollte den Künstlern seit 1698 zumindest ein langer und geruhvoller Lebensabend garantiert werden. Diese Vorgabe gehört heute zu den gut 40 Sonderregeln der französischen Altersversorgung, die die Regierung nun vereinheitlichen möchte. Gegenwärtig können Tänzer mit 42, Sänger und Techniker mit 57, Musiker mit 60 Jahren in Rente gehen. Ähnliche Vorteile hat auch die Truppe der Comédie Française. Zu einer gewissen Anhebung des Rentenalters sind die Künstler bereit. Ihren Sonderstatus wollen sie aber nicht aufgeben, trotz der Zugeständnisse der Regierung, die neuen Regeln erst für die Neugewagierten schrittweise in Kraft treten zu lassen.

Wie viel politisches und wirtschaftliches Gewicht der Kultursektor mittlerweile hat, lässt sich an den Protestaktionen ablesen, die neben der Pariser Oper auch zahlreiche andere Institutionen in Aufruhr versetzen. Wenn Museumsbesucher im Louvre unlängst vor verschlossenen Türen standen, Leser in der Nationalbibliothek wegen vorzeitiger Schließung die Säle schon am Nachmittag verlassen müssen und Touristen den Eiffelturm nur von unten sehen können, ist ein Kernbereich der Ausstrahlung Frankreichs getroffen.



Improvisierte Konzerte – streikende Musiker vor dem Palais Garnier.

FOTO: AFP

Besonders augenfällig ist die Vertrauenskrise zwischen Regierung und Kulturszene geworden, als der zuständige Minister Franck Riester in der Bibliothèque nationale de France den versammelten Akteuren des französischen Kulturlebens die traditionellen Neujahrsgrüße überbringen wollte. Die Zeremonie wurde kurzfristig abgesagt, nachdem Gewerkschaftsvertreter angekündigt hatten, sie würden „auf friedliche Weise“ für etwas Heiterkeit sorgen. Dem Minister wird vorgeworfen, er setze sich nicht genug für die Belange der Künstler ein. Auch bei seinem Auftritt bei der Internationalen Biennale für Bühnenkunst am vergangenen Freitag in Nantes musste er gegen Buhrufe ankämpfen.

Dabei sind die Gewerkschaften des Kultursektors gar nicht die rühmlichsten Gegner der Rentenreform. Anders als im Bereich des Verkehrs scheitern die Künstler-

gewerkschaften ihrer aufgebrachten Basis eher hinterherzulaufen. Das erklärt sich aus den prekären Lebensbedingungen vieler französischer Schauspieler, Musiker, Tänzer und Bühnentechniker. Die Tausenden freien Truppen und die zahllosen versprengten Kleinimpresarios ihres eigenen Talents, die sich weit entfernt von den Vorteilen der Kollegen aus den großen staatlichen Etablissements über Wasser halten, sehen in deren Kampf um ihre Errungenschaften auch die Interessen des gesamten Gewerbes vertreten.

Die Aktionen zum Erhalt des Sondermodells beim Arbeitslosengeld der Intermittents, mit denen in den vergangenen Jahren mitunter große Sommerfestivals gekippt wurden, sind in aller Erinnerung. Und schon warnen manche, eine zu harte Beschneidung der Künstlerrente könnte auch den mühsam ausgehandelten Kom-

promiss beim Arbeitslosengeld wieder zu Fall bringen.

So verlagert sich der Marathon des Gewerkschaftsprotests gegen die Rentenreform allmählich auf spektakuläre Einzelaktionen. Und darauf verstehen sich die Künstler besonders gut. Improvisierte Tutu-Paraden auf der Place de la Bastille, das imponiert in einem Land, das für Kulturhappenings immer zu haben ist. Der Beweis dafür wurde unlängst vor dem Pariser Theater Bouffes du Nord geliefert, einem Ort, der als Spielstätte des Theaterregisseurs Peter Brook berühmt wurde.

Präsident Macron wollte dort mit seiner Frau eine Aufführung der Bühnenbearbeitung von Georges Langelaans Erzählung „Die Fliege“ besuchen und wurde beim Hereinkommen von einem Journalisten fotografiert. Das Bild machte dann bei den Kollegen von der Streikfront sofort die Runde und führte dazu, dass nach der Vorstellung eine kleine Schar Protestierender dem Präsidenten draußen ein kritisches Ständchen singen wollte. Macron musste das Theater unter Polizeischutz verlassen: eine Demütigung, die im Land von Politikern, die sich gern im Kulturglanz sonnen, schlimmer ist als jeder Auspuff vor erzürnten Eisenbahnern oder Bergleuten.

Der als regierungskritisch bekannte Journalist Taha Bouhafs, der dem Präsidenten mit seinem Foto den Theaterabend vermasselte, wurde von der Polizei abgeführt und verhört. Der Pariser Oper, die ein Jahr vor dem Intendantenwechsel in einer Finanz- und Vertrauenskrise zu versinken droht, ist durch solche Härte allerdings wenig geholfen. JOSEPH HANIMANN